



Honduras bietet nicht nur
solche Traumstrände: 700 Kilo-
meter Kanäle und 80 Käume für
Pazifikalbatris, gespickt mit Raub-
katzenstümpfen und Quetzalvögeln
für Extraklasse, sind Alternativen
für müde Kanuten.

steil den Tempel hinaufführt, mit Opferaltar am Fuße und vorgelagerten Steilen. In den einzelnen Stufen ist die Geschichte Copans und ihrer Herrscher eingemeißelt. Nur ist die Bild-Hieroglyphen-Schrift der Maya noch nicht gänzlich entziffert - und viele Rätsel dieser großen Kultur sind noch offen.

Für Spönk ist die Hauptattraktion Copans ein fast zahmer Nasenbär, den Spönk zwar kamerabewehrt verfolgt, aber doch nicht ablichten kann. Der Nasenbär taucht immer zum Fototermin ab und zur Brotzeit wieder auf. Spönk treibt er damit fast zur Verzweiflung.

Im Touristenbüro stoßen wir auf Wildwasser: dort liegt ein Faltprospekt einer US-Rafting-Company aus, der darauf abgebildete Bach schaut vielversprechend aus. Hingegen hat der inzwischen etwas gelblich verfärbte Olli nach einem neuerlichen Arztbesuch schlechte Neuigkeiten: Diagnose Hepatitis, er wird deshalb am folgenden Tag zusammen mit der wohl auch schon Gelbsucht-kontaminierten Nicola die Heimreise antreten. Glückloser, ausgemergelter Olli - zuhause erzählt er uns später von wochenlangem Quarantäne, wir hingegen müssen von gut fünf Wochen Super-Wildwasser, Sonne, Palmen, karibischen Miniberockten usw. berichten. Erst diese Geschichten schmettern ihn wirklich nieder.

Aber der Reihe nach: Wir verabschieden uns also von den „Infizierten“ sowie von Dieter und Spönk, die noch Sinnvolleres vorhaben, als auf der Suche nach Wasser über die Hügel zu brausen - sie haben drei Monate Neuseeland vor sich.

Uns lockt das wilde Wasser weiter: Kaum Copan entflucht, meinen wir in anderen Gefilden zu wandeln: In Honduras geht's

deutlich lockerer zu als in Guatemala. Wir können problemlos im Freien übernachten, die Leute sind offener, freundlicher und hilfsbereiter, sogar die raren Polizeikontrollen (drei insgesamt) laufen recht lustig ab.

Wasser! Wasser!!

Über den nächsten Paß ins nächste Tal, erste Brücke - und die Augen laufen uns über: ein Fluß, der sein Bett ausfüllt. Ein kollektives „Jippiiiii“ läßt den Dodge erbeben. Die Straße führt steil bergab. Höhenmesser aktivieren, Nervosität wie beim ersten Rendezvous. Wir kommen in die Talsohle, die Strecke wird geschätzt, ergibt ungefähr 20 Promille Gefälle. Den nahegelegenen Ausstieg können wir nicht besichtigen, da wir einen Seitenbach zu durchqueren hatten, der dem entgegenkommenden Ochsenkarren über die Ladefläche reicht. Außerdem wird's gerade dunkel.

Zum Frühstück besuchen uns ein paar Einheimische, die uns und die Boote genau beaugen: doch, doch, das bunte Plastik ist ein Wasserfahrzeug. Die Kajaks werden abgeklopft und einer genauen visuellen Obduktion unterzogen. Stabil scheint's ja zu sein. Wir dürfen schließlich gewähren.

Die ersten drei Kilometer auf dem Rio Chameleón sind flach und leicht strömend. Schöne Natur, aber wo bleibt die Action? Jetzt leichte Verblockung und Wasser über die Spritzdecke. Das Gefälle nimmt zu, der körperbemessene Wasserstand ebenso: Im ungefähr zehn Kilometer langen Kernstück saugen uns einige Wälder bis über die Mutze ab. Wir sind begeistert: Erst garnichts, dann sowas!

Später beruhigt sich das Wasser. Wo ist der Ausstieg? Jetzt büßen wir dafür, nicht die beste Ausbootstelle gesucht und markiert zu

haben. Am Ufer entdecken wir Menschen. Die nächste Brücke soll einen Kilometer entfernt sein. Prima. Nach zwei Kilometern Paddeln keine Brücke, aber wieder Leute - noch einen Kilometer bis zur Brücke, heißt es. Einer der Ortskundigen will ein Kajak haben - er sei Fischer.

Lost in the jungle

Immer noch keine Brücke. Ein Vulkan wird bestiegen - der guten Übersicht wegen. Keine Straße, kein Autolärm. Zurück in die Boote, weiterpaddeln. Wieder Leute: „un kilometro mas!“ Viktor meint, in Nicaragua wären es immer fünf Kilometer gewesen. Sehr beruhigend! Irgendwann kommen wir tatsächlich zu einer Hängebrücke. Ein Bauer trinkt seinen Mull, ein anderer treibt Schweine durch den seichten Fluß. Sie zeigen uns die Umgebung: Von einer Anhöhe können wir flußab eine weitere Hängebrücke mit Hütte ausmachen - dort wurde eine Piste zur asphaltierten Straße führen. Also zurück, wieder in die Boote und im Windmühlenschlag voran.

In der Dunkelheit erreichen wir die Brücke, werden begrüßt von Tausenden von Glühwürmchen und einer Horde Hunde, die nichts lieber täte, als uns zu zerfleischen. Nach ewigem Rufen kommt ein Machete-bewehrter Mann, erlöst uns von den Bestien und bestätigt, daß der Weg zur Straße führt. Allerdings würde das drei Stunden dauern. Er lädt uns ein zu übernachten und läßt uns nach unserer höflichen Ablehnung die Kajaks in seiner Hütte aufschichten. Wir traben los, an der nächsten Hütte können wir eine Taschenlampe erstehen. Zu dumm - gringomäßig eben - daß wir uns nicht für eine Mehrtagestour ausgerüstet haben. Wir stolpern weiter den Weg entlang, waten durch Pfützen.